

Frischer Wind

DIETRICH SPITTA: **Menschenbildung und Staat.** Das Bildungsideal Wilhelm von Humboldts angesichts der Kritik des Humanismus. Mayer Verlag, Stuttgart 2006. 228 Seiten, 24 EUR.

»Der wahre Zweck des Menschen – nicht der, welchen die wechselnde Neigung, sondern welchen die ewig unveränderliche Vernunft ihm vorschreibt – ist die höchste und proportionierlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen. Zu dieser Bildung ist Freiheit die erste und unerlässliche Bedingung.« Wilhelm von Humboldt

Als die erste Pisa-Studie¹ im Jahre 2000 veröffentlicht wurde, die insbesondere den deutschen Schulen in vieler Hinsicht sehr schlechte Werte attestierte, schien für kurze Zeit das öffentliche Bewusstsein zugenommen zu haben, dass tiefgreifende und grundlegende Erneuerungen in der Organisation und Gestaltung des Bildungswesens anstehen. Sechs Jahre später kann gesagt werden, dass die Probleme zwar nach wie vor eine immer offensichtlichere Bildungskrise erlebbar werden lassen, mutige neue Wege aber noch kaum beschritten werden. Die Zivilgesellschaft scheint noch kaum auf eigene Initiative zu bauen und tritt stattdessen beispielsweise mit Forderungen nach mehr staatlicher Betreuung an die Politik heran, die wiederum mit immer wirtschaftsorientierteren Maßnahmen der Bildung neuen Auftrieb zu verschaffen verspricht. Statt einer wirklichen Hinwendung zu den Bedingungen menschlicher Erziehung und Entwicklung hört man von »Früheinschulung«, gezielterer »Begabtenförderung«, Nano-Technologie und den Notwendigkeiten des »Standortes Deutschland« etc.

Dazu kommt, dass mit der europäischen Vereinigung längst anachronistisch gewordene Standards zur Vereinheitlichung der Bildung eine seltsame Renaissance erfahren und statt der notwendigen Freiheit neue, lähmende Reglementierungen in die Bildungslandschaft einziehen. Erstaunlich an diesen »Entwicklungen« ist vor allem, dass man glaubt, zeitgemäß zu handeln, ja dass man meint, sich endlich von zu

»idealistischen«, »klassischen« Bildungsvorstellungen lösen zu müssen, ohne zu bemerken, dass die gegenwärtigen Tendenzen gerade den staatsideologischen Bildungstheorien des 19. Jahrhunderts entsprechen, gegen die bereits ein – zumeist nur noch belächelter – Geist wie Wilhelm von Humboldt die menschliche Individualität als die eigentlich zu berücksichtigende Instanz in all seinem Wirken stellte. Dass die gegenwärtige Bildungskrise also gerade nicht daher rührt, dass die klassischen Bildungsideale verwirklicht wurden, sondern im Gegenteil, dass sie bis heute unterdrückt werden.

Nun ist ein Buch erschienen, welches als ein wahrer Lichtblick in dieser Misere erlebt werden kann: Geschrieben hat es der Rechtsanwalt und bedeutende Humboldt-Forscher Dietrich Spitta. Bereits 2004 erschien von ihm sein auf 50jähriger Forschung basierendes umfassendes Lebenswerk: »Die Staatsidee Wilhelm von Humboldts«.² In dem nun erschienenen Buch »Menschenbildung und Staat« widmet sich Dietrich Spitta im ersten Teil noch einmal gezielt und differenziert dem Bildungsweg Wilhelm von Humboldts und seinem bis in viele konkrete Vorschläge ausformuliert vorliegenden Bildungsideal, um dann im zweiten Teil in akribisch-wissenschaftlicher Weise die vorurteilsbeladene Humanismuskritik (insbesondere des 20. Jahrhunderts) aufzuarbeiten und zu lichten. Ein abschließender Anhang versammelt noch Originaltexte Humboldts zum Königsberger und zum Litauischen Schulplan.

Wilhelm von Humboldt, das ist zuerst einmal diejenige Individualität, die in seltener Vielseitigkeit zwischen all den Geistesgrößen ihrer Zeit vermittelnd und verbindend wirkte: Schiller, Goethe, Herder, Wieland, Körner, Jacobi, Fichte, Hegel etc., zu allen stand Humboldt in enger vertrauensvoller Beziehung. Eine Schule hatte Humboldt nie besucht, er hatte Hauslehrer, die ihn im Geiste der Aufklärung auf sein Universitätsstudium (Jura) vorbereiteten. Doch diese Art des Lernens bedeutete für ihn nicht allein eine andere Art der Wissensvermittlung, sondern durch sie erfuhr er schon in Jugendjahren die weitreichend menschenbildende Bedeutung freier menschlicher Begegnung. »Denn

auch durch alle Perioden des Lebens erreicht jeder Mensch gleichsam nur eine der Vollkommenheiten, welche gleichsam den Charakter des ganzen Menschengeschlechts bilden. Durch Verbindungen also, die aus dem Innern der Wesen entspringen, muss einer den Reichtum des andren sich zu Eigen machen.« Dietrich Spitta schildert sehr eindrücklich, wie »liebevolleres Interesse für das Wesen des anderen« einerseits und »andererseits eine innere Selbständigkeit, um sich nicht in dem anderen zu verlieren, sondern dessen Wesen in sein eigenes verwandeln zu können«, als die Voraussetzungen einer solchen Bildung erkannt werden können. Denn »Ziel der Entwicklung ist nicht der gleichförmig gebildete Schablonenmensch, sondern die eigentümlich gebildete Individualität.« Deshalb ist Humboldt der Auffassung, dass »die freieste, so wenig als möglich schon auf die bürgerlichen Verhältnisse gerichtete Bildung des Menschen überall [der spezifischen Fachausbildung] vorgehen muss«.

Dietrich Spitta beschreibt nun in den folgenden Kapiteln die schrittweise Konkretisierung dieses Bildungsideals in Humboldts Wirken: Ausgehend von der Frühschrift Humboldts über die »Ideen zu einem Versuch die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen« (in der erstmalig, noch sehr allgemein gehalten, die notwendige Freiheit des Bildungswesens thematisiert) über Humboldts Idee einer differenzierten Einheitsschule (die nicht zu verwechseln ist mit dem heutigen dreigleisigen deutschen Schulsystem), mit der er eine allgemeine Menschenbildung für alle veranlagte wollte, über die Idee der Akademie als »höchste und letzte Freistätte der Wissenschaft und die vom Staat am meisten unabhängige Kooperation« bis hin zur Idee einer wirklich freien Universität, in der »durch die Art der Behandlung der Tatsachen das Auffinden ideeller Zusammenhänge zu begünstigen und dadurch wiederum das Interesse an den Tatsachen zu steigern« wäre. Doch Humboldt erkannte auch, dass diese Freiheit im Grunde gar nicht staatlicherseits geleistet werden kann, sondern nur von »unten«, wenn die Schulen und Universitäten auch in wirtschaftlicher Hinsicht durch die freie Verantwortlich-

keit der »Nation« (wir würden heute sagen: der »Zivilgesellschaft«) getragen wird. Entgegen weit verbreiteter Behauptungen, dass Humboldt seinem ursprünglichen Ideal als Leiter der Sektion für Kultus und öffentlichen Unterricht im preußischen Ministerium untreu geworden sei, belegt Spitta in vielerlei Details die Kontinuität des Humboldtschen Wirkens. Darüber hinausgehend skizziert Spitta die Konsequenzen des Humboldtschen Individualitäts-Begriffs für eine »Humanisierung des Staatslebens« selbst, um den ersten Teil in einem Kapitel über »Die Weiterentwicklung der Ideen Humboldts durch Rudolf Steiner« ausklingen zu lassen.

Mit dem zweiten Teil seines Buches widmet sich Dietrich Spitta nun eingehend einigen der zentralen Kritiker des Humanismus. Dabei entpuppt sich die Auseinandersetzung mit den »Kritikern des Humanismus« vor allem als eine Auseinandersetzung mit den dem klassischen Humanismus gegenüberstehenden Vorurteilen. Wenn etwa der lutherisch geprägte Heinrich Weinstock den »Humanitätsglauben« kritisiert, »gute Frucht« aber nur aus einem »gebrochenen Freiheitsbewusstsein« erwartet, und in der Äußerung Humboldts: »Die Erde ist ein Prüfungs- und Bildungsort zu Höherem und Besserem, man muss hier die Kraft gewinnen, das Überirdische zu fassen« »die kalte Glut einer feinen Selbstsucht« zu sehen glaubt, dann ist Dietrich Spitta zuzustimmen, der die Beurteilung des Humanismus durch Weinstock als Folge eines einseitig pessimistischen Menschenbildes charakterisiert.

Anders geartet ist die Kritik Theodor Litts, der seine Kritik auf dem Missverständnis aufbaut, das Humboldtsche Bildungsideal leide an einer »bedingungslosen Überordnung des »Inneren« über das »Äußere«, es entspräche also in gewisser Weise einer Weltflucht, durch deren Pflege sich die Humanitätsbewegung in einen immer schärfer werdenden Gegensatz zur wirtschaftlich-gesellschaftlichen Entwicklung bringe. Spitta anerkennt das grundsätzlich Berechtigte der damit angedeuteten Gefahr, er zeigt jedoch auf, dass Litts Humanismus-Kritik Humboldt nicht trifft, da »Litt in seiner Darstellung des humanistischen Bildungsdenkens nicht unter-

scheidet zwischen seiner originären Form und ihrer bildungsbürgerlichen Rezeption«.

Der 1999 gehaltene Vortrag »Regeln für den Menschenpark« von Peter Sloterdijk bildet den nächsten Schwerpunkt der Klärungsarbeit Spittas. Auch Sloterdijks Humanismuskritik entlarvt Spitta als vorurteilsbeladen, da er seine Kritik des Zusammenhangs der »Lektionen und Selektionen« auf die bildungsbürgerliche Tradition der Lektüre von Texten des klassischen Altertums bzw. von Klassikern aus der Neuzeit reduziert. Da er zu keinem wirklichen Verständnis des Humanismus durchdringt, verfängt er sich – so die Analyse Spittas – in der nietzscheanisch-zynischen Kritik der gescheiterten »Zähmung der menschlichen Bestialität«. Obwohl Sloterdijk seinen Text selbst als »langgezogenen, melancholischen Scherz« bezeichnet und die von ihm entworfene »Menschenzüchtung« damit ironisiert, gelingt es Spitta unirritiert die Verfänglichkeit des mangelnden Menschenbildes der Sloterdijkschen »Anthropotechnologie« aufzuzeigen.

Anhand des Briefes »Über den Humanismus«, den Martin Heidegger 1949 an den jungen Franzosen Jean Beaufret schrieb, entwirft Spitta im Folgenden eine erste Skizze einer erkenntnistheoretischen Grundlegung eines zeitgemäßen Humanismus. In Heideggers ekstatischer »Lichtung des Seins« sieht Spitta die Vorahnung eines Denkens, das seine bloße Logizität überwindend sich wieder zu einem Seins-Erfahrungsorgan erweitert. Diese m. E. tendenziell »romantischbefangene« Vorstellung Heideggers behandelt Spitta wertfrei, er erwähnt nur, dass Heidegger bescheiden die Grenzen, »die dem Denken als Denken gesetzt sind«, achten möchte. Glücklicherweise endet Spitta sein Buch aber dann bei Rudolf Steiner, der bis heute wohl als einziger erkenntnistheoretisch vollgültig geltend zu machen vermochte, »dass es«, in den Worten Spittas, »prinzipiell keine Grenzen des Erkennens gibt, weil jeder Mensch durch entsprechende Entwicklung seiner Persönlichkeit und Schulung seiner Erkenntniskräfte zu einem Erfahren der geistigen Welt und damit zu einer Erweiterung seiner Erkenntnisse gelangen kann«, d.h. um in der Überwindung des leibgebundenen

Denkens zu einer wahren Ich-Erkenntnis und damit zu bewussten Sozialimpulsen zu kommen. Wo diese Erkenntnis erfahrene Gewissheit wird, kann von einem vollberechtigten, d.h. wiederum christlichen Sinn des humanistischen Freiheitsideals gesprochen werden.

Erfreulicherweise hat Dietrich Spitta mit diesem Buch nicht nur eine großartige, wissenschaftlich-vielschichtige und lesenswerte Arbeit geschrieben, sondern selbst Vorschläge geäußert, die – in gewisser Weise das Wesentliche noch einmal pointiert zusammenfassend – diese Buchbesprechung beschließen sollen:

»Zunächst sollte das für die Bildung des Menschen und für das spätere Berufsleben unfruchtbare Abitur und das damit verbundene Berechtigungswesen abgeschafft werden. Der Hochschulzugang kann auch, wie es heute schon zunehmend geschieht, durch die Hochschulen selbst erfolgen.«

»Somit ergibt sich für die Gegenwart die Notwendigkeit, neben oder in Verbindung mit den bestehenden »Universitäten«, die sich zu einem Konglomerat von Fachhochschulen entwickelt haben, wahre Universitäten im Sinne Humboldts als freie Institutionen zu begründen.«

Thomas Brunner

1 Das »Programme for International Student Assessment« (PISA) der OECD hat zum Ziel, alltagsrelevante Kenntnisse und Fähigkeiten 15-jähriger Schüler zu messen. Die PISA-Studien werden seit dem Jahr 2000 in dreijährigem Turnus in den meisten Mitgliedsstaaten der OECD und einer zunehmenden Anzahl von Partnerstaaten durchgeführt.

2 Dietrich Spitta: *Die Staatsidee Wilhelm von Humboldts*, Berlin 2004, Duncker & Humblot.

Wer ist der Souverän?

EBERHARD MÜLLER: **Architektur der Gerechtigkeit**. Ein Wirtschaftskonzept. Radius Verlag, Stuttgart 2006. 93 Seiten, 12 EUR.

Es geht Eberhard Müller um die Soziale Marktwirtschaft. Die wird heute oftmals als nicht mehr zeitgemäß und der wirtschaftlichen Wohlfahrt im Wege stehend diffamiert. Der Sozialstaat wird abgebaut. Doch nicht der soziale Rah-

men der Marktwirtschaft, sondern der Abbau dieses Rahmens und viele absurd erscheinende Steuerungen führen zu immer mehr Armut und einem – oft nur herbeigeredeteten – Schwächeln des Standorts Deutschland.

»Der Verfassungssatz: »Eigentum verpflichtet. Sein Gebrauch soll dem Wohle der Allgemeinheit dienen« wird in sein Gegenteil verkehrt: Die Allgemeinheit dient dem Wohle des Vermögens.« – »Die Entwicklung belastet zunehmend die Grundlage unserer Demokratie: Wer ist der Souverän des Geschehens?«

Eberhard Müller zeigt über die erste Hälfte seines Buches prägnant gefasst und gut verständlich die Entwicklung und Situation von Wirtschaft und Sozialem in Deutschland, Folgen des europäischen Einigungsprozesses und Wirkungen der Globalisierung. Dieser Überblick öffnet für manches die Augen – und lässt sie einen angesichts der waltenden Fehlentwicklungen auch übergehen. Die Einsichten halten sich sachlich im Ton, sind mit Zahlen und Recherchen unterlegt und machen das aufrichtige Bemühen des Autors um Kenntnis und Vernunft deutlich. Für diesen Teil des Buches lohnt es sich, denn selten erhält man sonst eine so bündige Vorlage der Eckdaten sozial-marktwirtschaftlicher Entwicklung.

Im zweiten Teil des Buches erläutert Eberhard Müller seine Vorschläge und die Möglichkeiten, um zu einer Sozialen Marktwirtschaft auf der Höhe der Zeit zu gelangen. Das Grundeinkommen für alle Bürgerinnen und Bürger spielt dabei eine zentrale Rolle. Zum Beispiel, weil es die Grundlage herstellen würde für einen freien Wettbewerb der Marktteilnehmer. Doch Eberhard Müller beschreibt noch eine Vielzahl weiterer Notwendigkeiten, um zu einer »Architektur der Gerechtigkeit« zu kommen: Die Wiedereinführung der Vermögenssteuer, die Besteuerung von Kapitaltransfers, die Tobin-Steuer, eine konsequentere Umweltsteuer, Maßnahmen in der Bildung und im Gesundheitswesen usw. Da wird es dann ein bisschen viel, um es auf den insgesamt 80 Leseseiten der Buches noch solide im Zusammenhang darzustellen.

Enno Schmidt

Denkfehler

THOMAS HARDTMUTH: **Denkfehler**. Amthor Verlag, Heidenheim 2006. 244 Seiten, 19,80 EUR.

Ist der Mensch tatsächlich nicht mehr als ein Haufen Neuronen? Der Weg eines Reizes zum Gehirn lässt sich letztlich darauf reduzieren, dass das Membranpotential einer Nervenzelle zusammenbricht und das dabei entstehende Aktionspotential die nächste Zelle aktiviert. Seltsamerweise vermag eine einzelne Nervenzelle ja nicht mehr, als einen Anstoß einfach weiterzugeben, wobei es ihr gleichgültig ist, ob es sich um einen schmerzhaften Schnitt in den Finger oder um Brötchenduft handelt. Was im Gehirn ankommt, ist eine Fülle von scheinbar chaotisch kreisenden bioelektrischen Impulsen, die dennoch im Zusammenklang ein Erlebnis für den Menschen bilden. Welche Instanz ist es, die am Ende alles wieder zusammenführt? Die Hirnforschung steht hilflos vor dem Gehirn-Geist-Problem, nachdem sie Mensch und Materie auseinander definiert hat. Die Existenz eines Ichs, das ja in der Tätigkeit lebt, wird negiert, da sie nicht nachweisbar ist, und man beruft sich auf die Versuche Libets, der »Bereitschaftspotentiale« entdeckte, die bereits vor dem Bewusstwerden einer Handlungsabsicht messbar sind, und leitet daraus eine grundsätzliche Determiniertheit des Menschen ab. Doch letzten Endes führt sich der aktuelle »Neuroturn« durch seine kategorischen Systemfehler und seine unsauberen mechanistischen Erklärungsmodelle selbst ad absurdum, vor allem wenn er sich selbstreflexiv ins Visier nimmt. Woher haben die Gene und einzelnen Zellen denn ihr Wissen um den Zusammenhang, in den sie eingebettet sind, so dass die unglaublichen Reparaturmechanismen und Anpassungsleistungen zustande kommen können, die sich in der Natur beobachten lassen?

Anhand der Evolution zeigt Hardtmuth die zunehmende Umweltabgrenzung des menschlichen Entwicklungsraumes und wie sich innerhalb dieses evolutiven Prinzips Gehirn und Immunsystem als Grundlagen menschlicher Autonomie herausbilden. Im Gehirn, wo durch

permanente biologische Abbauvorgänge bzw. Todesprozesse die »Lebenskräfte« als Bewusstsein metamorphosiert erscheinen, kommen alle Bewegungsvorgänge zur Ruhe. Reiz und Reaktion werden für einen Moment entkoppelt, wodurch Freiheit entsteht. Am Beispiel von Auge und Ohr stellt der Autor dar, dass die Sinnesorgane Metamorphosen des Gehirns sind. Mit rein phänomenologischer Herangehensweise gelingt es ihm erlebbar zu machen, wo der Geist wirkt, ohne dabei tatsächlich in Erscheinung zu treten. Ähnlich der Chladnischen Klangfiguren lassen sich rhythmisch-synchrone Erregungsmuster als Bewusstseinskorrelate feststellen, die zum Geist in der selben Beziehung stehen wie die neurophysiologischen Vorgänge auf unserer Augennetzhaut zum Licht. Interessanterweise ist die Netzhaut ein nach außen gestülpter, spezialisierter Teil der Großhirnrinde.

Hardtmuth schreibt nicht polemisch, sondern völlig sachlich und tatsachenorientiert. Seine menschenkundlichen Beobachtungen sind von einer faszinierenden Genauigkeit, die das Staunen anregt. Ein klarer, schlüssiger Aufbau und viele lebensnahe Bezüge tragen zur Lesbarkeit und zum Verständnis seiner komplexen Ausführungen bei. Beim Lesen dieses Buches verbraucht das Gehirn wohl einiges an Zucker, dafür bietet es einen Zuwachs an Bewusstsein, der für die Hirnforschung eine wesentliche Ergänzung ihrer Arbeit und für Nicht-Mediziner eine hochinteressante Bereicherung darstellt.

Ulrike Schmoller/ www.litterula.de

Gewissen gegen Gewalt

PETER SELG: **Der geistige Weg von Hans und Sophie Scholl.** Verlag am Goetheanum, Dornach 2006. 168 Seiten, 16 EUR.

Aus der dunklen deutschen Vergangenheit der Jahre zwischen 1933 und 1945, die in den Ausmaßen der begangenen Verbrechen und der entstandenen Zerstörung wohl immer ein Stück weit unbegreiflich bleiben wird, sind vor allem zwei Ereignisse als strahlende Zeichen im öffentlichen Bewusstsein verankert: Die Aktivitäten der »Weißen Rose« 1942/1943 sowie

der Widerstand in Militärkreisen, der in dem (misslungenen) Attentat vom 20. Juli 1944 seinen Höhepunkt hatte.

Viele Menschen der Nachkriegsgenerationen haben gerade die Persönlichkeiten, aus denen sich die Widerstandsgruppe »Die weiße Rose« bildete, als leuchtende Vorbilder entdeckt: Sie handelten aus Idealen, waren mutig, ließen sich nicht beirren, so aussichtslos und gering ihr Unternehmen seinerzeit auch scheinen mochte.

Peter Selg, der uns in den vergangenen Jahren eine Vielzahl bedeutender Persönlichkeiten im Umkreis Rudolf Steiners und der Anthroposophie in meist kurzen, klar und eindringlich geschriebenen Studien nahezubringen vermochte, hat nun den beiden Hauptprotagonisten der »Weißen Rose«, Hans und Sophie Scholl, ein Buch gewidmet. Aus der Fülle der bereits erschienenen Literatur zu diesem Thema hebt sich Selgs Studie heraus, da er den Blick ausschließlich auf den inneren Weg der beiden Geschwister, auf ihre geistige Entwicklung richtet. Allein daraus ergibt sich die Gliederung des Buches, ergeben sich die Stufen der letzten Lebensjahre. Selg folgt den Tagebucheinträgen und Briefen von Hans und Sophie Scholl, aus denen zwanglos ersichtlich wird, wie sehr diese beiden Menschen vorbereitend und parallel zu ihren Widerstands-Aktivitäten einen Weg der Verinnerlichung im Sinne einer fortwährend gesteigerten Christus-Suche beschritten haben, durch die ihr Gewissen so sehr gestärkt wurde, dass sie aus einer inneren Ruhe und Sicherheit handelten, die nicht allein politischen Überzeugungen und irdischem Mut entsprangen, sondern der lebendigen Christus-Kraft in ihren Seelen. Mit dieser Kraft vermochten sie nicht nur auf diejenigen zu wirken, die ihnen gleich gesonnen waren. Ihre Worte, Taten, schließlich ihr Tod am 22. Februar 1943 erscheinen so in einem neuen Licht, das kein sentimental-verklärendes Licht ist, sondern die Reinheit eines tätigen inneren Lebens erkennen lässt.

Ein ermutigendes Licht, ein ermutigendes Buch in einer Gegenwart, in der Wachheit und innere Stärke mehr und mehr lebensnotwendig werden!

Johannes Roth

Schicksallosigkeit

IMRE KERTÉSZ: **Dossier K. – Eine Ermittlung.** Rowohlt Verlag, Hamburg 2006. 238 Seiten, 19,90 EUR.

»Aber ich denke, diese Anekdote interessiert niemanden, am wenigsten mich selbst.«

Imre Kertész

Im Sachwörterbuch der Literatur findet sich zu Anekdote: »Anekdote (griech. *an-ekdoton* = nicht herausgegeben), eigentlich etwas aus Gründen der Diskretion noch nicht schriftlich Veröffentlichtes, also mündlich Überliefertes – die ›Anekdoten‹ des *Prokopios* (um 500 – um 562) sind bisher verschwiegene Geheimgeschichten aus dem Privatleben Justinians.«

Wer in Imre Kertész autobiographischen Selbstdialog »Dossier K. – Eine Ermittlung« ein chronologisch erzähltes Lebensbild erwartet, in dem ein Ereignis auf das andere folgt, wird im Lauf der Lektüre darauf aufmerksam werden, dass die Voraussetzungen, unter denen Biographie dem gängigen Verständnis nach möglich und darstellbar scheint – Entwicklung einer Identität im sozialen Zusammenhang für den Autor dieses Buches ebenso fragwürdig wie absurd sind, handelt es sich doch um eine doppelt gebrochene Biographie.

Die Individualität, welche im kindlichen Vertrauen auf ihr zukünftiges Leben in die Welt trat, wurde vom nationalsozialistischen Totalitarismus ihrer Auslöschung preisgegeben. Dass diese Auslöschung nicht geschah, bezeichnet Kertész – der absurden Logik des Totalitarismus folgend – als »Betriebspanne«. Es folgt eine Geheimexistenz im stalinistischen Ungarn. Das eigentliche Leben der Individualität des Imre Kertész tritt nicht in Erscheinung, weil die totalitäre Staatsform dies nicht vorsieht. Die nach dem Zusammenbruch des Kommunismus hereinbrechende Freiheit wird nach den vorangegangenen Erfahrungen nicht mehr als plötzliche Erlösung zu einer allseitigen Freiheit erlebt. Gelebtes Leben ist verzeichnet, lässt sich nicht umschreiben, lässt sich auch nicht nachholen. Kertész hat dafür den Begriff »Schicksallosigkeit« geprägt: ein

Leben leben zu müssen, das einem fremd ist. Wie aber lässt sich ein Leben erzählen, das gar nicht stattgefunden hat? Wer eine Antwort auf diese Frage haben möchte, der sollte nicht versäumen, das neue Buch von Imre Kertész zu lesen. Er hat es geschrieben, weil so viel Falsches und Missverständliches über sein Leben zu lesen war, dass zunächst die Veröffentlichung eines ausführlichen Interviews geplant war. Als Kertész das Manuskript las, legte er es bald zur Seite und verfasste ein fiktives Gespräch. Er wählte damit eine Darstellungsform, die mit seiner Erfahrung von Identität korrespondiert, indem er sich multipliziert in Fragenden, Befragten und den, der beide erschafft. Kertész bestreitet nicht, mit sich identisch zu sein. Aber er beschreibt Identität als absurde Erfahrung, die sich nur in Form von Widersprüchen vermitteln lässt. Demzufolge finden wir auch keinerlei selbst inszenierte Entwürfe von Kindheit, Jugend und Mannesalter. Familie und Elternhaus, die Beziehung zu seiner ersten Frau, sind nicht Lebensfelder eines sich entwickelnden und findenden Ich. Eher sind es Irrwege, einsame Orte, ja auch Gefängnisse, in denen sich das Ich aufgrund seiner ins Leere gehenden Bindung zur Welt seiner selbst bewusst wird. Selbst die Entscheidung, Schriftsteller zu werden, ist nicht Berufung, Sendung oder Trieb durch Begabung. Der Befragende liest dem Autor Kertész folgende Passage aus seinem Roman »Fiasko« vor:

»Ich habe ja nicht zu schreiben begonnen, weil ich begabt bin, sondern im Gegenteil: Als ich beschloss, einen Roman zu schreiben, habe ich offenbar nebenbei auch beschlossen, begabt zu werden. Es war unerlässlich, ich musste meine Arbeit zu Ende führen. Ich musste mich bemühen, ein gutes Buch zu schreiben – nicht aus Eitelkeit, sondern wegen der Natur der Sache, um es so zu sagen.«

Nicht die eventuelle Begabung und Neigung bestimmen den Lebensweg. Das Schicksal selbst weist einem die Aufgabe zu, für welche man die entsprechende Fähigkeit erwerben muss. Diese Form der Ich-Erkenntnis ergibt sich nicht aus dem Blick auf die eigene Subjektivität. Vielmehr geht, was Ich genannt werden kann, aus

dem Bedürfnis der Weltlage hervor. Das Ich des Autors Kertész erscheint in einem Doppelschicksal: dem aufgezwungenen des totalitären Nazi-Regimes und dem einer in Freiheit angenommenen Verwandlung des Erfahrenen. Die Voraussetzung für diesen Schritt besteht in einer Form der Selbstwahrnehmung, die Kertész als zweite Geburt charakterisiert:

»Im Leben eines Menschen kommt der Moment, in dem er sich plötzlich seiner selbst bewusst wird und seine Kräfte frei werden; von diesem Moment an können wir uns als uns selbst betrachten, in diesem Moment werden wir geboren.«

Die frei werdenden Kräfte des eigenen Selbst unterstellen sich im Falle Kertész jener Aufgabe, die aus dem in Unfreiheit entstandenen Material seiner Biographie hervorgeht: Die künstlerische Darstellung der kultur- und geistesgeschichtlich neuen Perspektive auf den Menschen, die mit der durch den Totalitarismus erzwungenen Schicksallosigkeit verbunden ist. Kertész zieht die Kraft für die Gestaltung eines neuen Bewusstseins aus der »Negativität«, wie er es an anderer Stelle genannt hat. Dabei liegt der Akzent dem Inhalt nach wohl auf dem Negativen, insofern der dargestellte Erfahrungsinhalt die Auslöschung der menschlichen Existenz beschreibt. Die Form aber, also das eigentliche Wesen des Künstlerischen, hebt die Negativität in eine neue Region des Menschlichen und der damit verbundenen schöpferischen Möglichkeiten.

»Ob es uns gefällt oder nicht gefällt, die Kunst betrachtet das Leben als Feier.

Als Karneval oder als Trauerfeier?

Als Feier.

Aber gerade in deinem Fall ist die Diskrepanz zwischen einem widerlichen Gegenstand und der feierlichen Verklärung auffallend.

Das ist nicht das Problem des Schriftstellers, sondern das des Moralisten. Der im Dichter einen Voyeur des Grauens sieht und ihm mit seinem Falsett verbietet, nach Auschwitz noch Gedichte zu schreiben.«

Nimmt man Kertész in seinen Gedanken ernst, so kann man zu der Auffassung geführt werden, dass der Raum des Schöpferischen, der sich nicht allein bloß auf angewandte Kunst beschränken muss, sich zu der Größe und Dimension totalitärer Vernichtung und Menschenverleugnung sozusagen proportional in Beziehung setzen muss. Es geht also nicht um die moralische und künstlerische Kapitulation vor der geschichtlichen Erfahrung, sondern um deren Gegenwart in der schöpferischen Verwandlung der Welt selbst.

Kertész' Buch wendet den Gedanken der Schicksallosigkeit auf die menschliche Biografie an. Für den Autor wird sie, im schroffen Gegensatz zur Anekdote, zum Dossier. Das in dieser Akte meist von anderen gesammelte, oftmals belastende Material sich anzueignen und im Prozess künstlerischer Gestaltung für die Möglichkeiten der Freiheit des Menschlichen aufzuschließen ist die Aufgabe, die der Autor als die seine erkannt hat. Damit setzt er ein Zeichen für die Aufgaben der Schicksalsgestaltung in unserer Zeit.

Stefan Weishaupt